



NEWSLETTER

„INITIATIVE FÜR WERTEORIENTIERTE JUGENDFORSCHUNG“



Newsletter der Initiative für wertorientierte Jugendforschung, Nr. 11

Dezember 2010

Die ›anständige Generation‹

Die neue Shell-Studie porträtiert die Jugend von heute

von Aline Seywald & Tobias Braune-Krickau

Worum es geht

Alle Jahre wieder zeichnet die Shell Jugendstudie, die größte und bedeutendste Untersuchung dieser Art, ein Bild der jungen Generation. Sie fragt nach den Werten und Lebenseinstellungen der heutigen Jugendlichen, ihrem Verhältnis zu Politik und Gesellschaft, zu Medien und Freizeit, zu Familie und Schule – nicht zuletzt auch zur Religion. So ergibt sich nunmehr zum sechszehnten Mal aus der Fülle der Zahlen und Daten ein lebendiges Porträt der Jugend von heute. Wer wissen will, was sie bewegt, kommt an der Shell-Studie nicht vorbei.

Dieser Newsletter gibt zunächst eine zusammenfassende Interpretation der gesamten Studie (I.). Sie soll jenseits der Detailfragen das Lebensgefühl und die Herausforderungen der Jugendlichen verständlich machen. In einem zweiten, längeren Abschnitt wird diese zusammenfassende Interpretation dann anhand der empirischen Daten vertieft (II.). Abschließend werden Konsequenzen für die christliche Jugendarbeit diskutiert (III.).



I.

Die ›anständige Generation‹ – eine zusammenfassende Interpretation der Shell-Studie 2010

Allen publizistischen Unkenrufen und skandalisierenden Schlagzeilen zum Trotz zeigen empirische Jugendstudien seit Jahren: Bei den heutigen Jugendlichen haben wir es mit einer durch und durch ›anständigen Generation‹ zu tun. Von wegen Generation Porno, Counterstrike oder Komasaufen! Fleiß, Verlässlichkeit, Familie und Anstand sind die Insignien des Zeitgeistes.

So geben in der Shell-Jugendstudie von 2010 beispielsweise 90% der Jugendlichen an, ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern zu haben. 81% betonen, wie wichtig es ist, dass Gesetz und Ordnung respektiert werden. 83% halten es für einen hohen persönlichen Wert, fleißig und ehrgeizig zu sein. 73% würden ihre Kinder genauso erziehen, wie sie selbst erzogen wurden. 69% denken, dass man Kinder braucht, um wirklich glücklich zu sein. 80% der Jugendlichen geben an, öfter für andere Menschen aktiv zu sein. 58% meinen, man sollte sich stärker für soziale Randgruppen einsetzen. 81% finden, eine Gesellschaft brauche einen festen Kanon von verbindlichen moralischen Regeln, die für alle gelten. 97% sagen, wirklich glücklich werde man nur durch feste und verlässliche Freundschaften, in denen man sich gegenseitig vertrauen kann.

Einen lebhaften Ausdruck finden diese Zahlen in *Mode und Lifestyle*. So wird man allenthalben Zeuge der unerwarteten Renaissance der gepflegten Seitenscheitel und karierten Strickjacken. Man trifft auf Cord- und Stoffhosen – gerne auch mit Bügelfalte –, und auf Blümchenkleider mit aufgenähten Hausfrauentaschen. Dazu natürlich breitrandige Brillen aller Couleur. Schmale Krawatten sind genauso beliebt wie Jacketts in jeder Farbe und Form – im Zweifelsfall sogar mit jenen schrulligen Ellenbogenschonern,

die in früheren Tagen noch den bildungsbürgerlichen unter den Gymnasiallehrern vorbehalten waren.

Sucht man in den Szenebezirken der deutschen Großstädte die einschlägigen *Cafés und Kneipen* auf, kann man sich dort zwischen Ornament- und Blümchentapeten in betont alte Sofas und Sessel sinken lassen, die aussehen, als hätten sie gerade gestern noch in Omas Wohnzimmer gestanden. Da dürfen die weißen Häkeldeckchen auf dem Tisch und die ausladenden Stehlampen mit olivgrünen oder weinroten Lampenschirmen natürlich nicht fehlen.

Und auch die maßgeblichen *Ikonen der Popkultur* fügen sich ins Bild: Xavier Naidoo sah schon immer ein bisschen aus wie Muttis Liebling. Jan Delay tritt seit dem letzten Beginneralbum nur noch im Maßanzug auf. Und selbst Postpunk-Indiehelden wie 1000 Robota geben im Spex-Interview als Triebfeder ihrer Songs an: Mit dem gegenwärtigen Umgang in Gesellschaft und Politik könne man nun einmal »schwer leben, wenn man ein feiner Mensch ist.« (Piegsa 2010, 15)

Viele Jugendliche haben heute ein geradezu *sentimentales Verhältnis zu ihren Großeltern* und fühlen sich deren Lebensentwurf vielfach näher als dem revolutionär-freigeistigen Habitus der darauffolgenden Generation von 1968ff. bzw. ihrer Elterngeneration (vgl. Zinnecker et al. 2002). Angesichts dessen scheint es nur konsequent, dass man sich ringsum mit *Relikten der 50er oder 60er Jahre* umgibt.

Entscheidend dabei ist die Situation, in der Jugendliche heute aufwachsen: Auch wenn derzeit das lange verschüttete Schlagwort von der Vollbeschäftigung wieder durch die Medien geistert, ist die Situation am Arbeitsmarkt alles andere als entspannt. Jugendliche hören heute – als wenn sie es nicht selbst schon längst wüssten! – von Lehrern und Eltern alle Nase lang, man müsse sich wirklich ins Zeug legen, wenn man es später einmal zu etwas bringen wolle. Von Frühförderung bis Exzellenzcluster sind es Stichworte von Fleiß, Leistung und Anpassungsbereitschaft, die die gesellschaftlichen Vorstellungen von Erziehung und Bildung dominieren (vgl. Ruhloff 2010). Bereits in der Shell-Studie von 2006 gaben 72% der Jugendlichen an, ihre größ-



te Angst bestehe darin, später einmal keinen Job zu finden bzw. in Armut und Arbeitslosigkeit abzurutschen (Braune-Krickau 2008a, 15). Daran hat sich auch 2010 nichts Wesentliches geändert.

Aus dieser Perspektive eines werdenden Lebensentwurfs *unter erhöhtem gesellschaftlichem Druck* erscheint für viele Jugendliche die eben erwähnte rebellisch-sinnsucherische Geste der von '68 geprägten Elterngeneration geradezu wie ein Luxusproblem. Viel eher können sie sich stattdessen im Lebensgefühl der Großelterngeneration wiederfinden, die ebenfalls in schwierigen Verhältnissen auf Fleiß und Anstand setzte und extrovertierte Selbstverwirklichung und lautstarken Protest auf bessere Zeiten verschob.

Bei den Autoren der Shell-Studie lautet das dazugehörige Stichwort seit Anfang der nuller Jahre »die pragmatische Generation« (vgl. Braune-Krickau 2008a; 2009). In einer Situation gesellschaftlichen Drucks stellt sie nicht das große Ganze in Frage, sondern sucht nach pragmatischen Lösungen. Man ist flexibel und anpassungsbereit, will die Chancen nutzen, die sich einem bieten, ist leistungswillig, selbstbewusst und familienorientiert. Der Widerspruch zwischen den privaten Glückserwartungen und Selbstverwirklichungswünschen auf der einen und dem gesellschaftlichen Diktat von Leistung und Anpassung auf der anderen Seite wird nicht zum Motor einer protestierenden Jugendbewegung, sondern als kaum änderbare Grundsituation angesehen, mit der man sich als »Bürger zweier Welten« arrangiert.

An dieser pragmatischen Grundhaltung hat sich auch 2010 nichts geändert: »Die heutige junge Generation hat sich weder durch die gesamtwirtschaftliche Entwicklung [...] noch durch die unsicher gewordenen Berufsverläufe und Perspektiven von ihrer optimistischen Grundhaltung abbringen lassen. Kennzeichnend ist auch weiterhin die auffällig pragmatische Umgehensweise mit den Herausforderungen in Alltag, Beruf und Gesellschaft. Leistungsorientierung und das Suchen nach individuellen Aufstiegsmöglichkeiten im Verbund mit einem ausgeprägten Sinn für soziale Beziehungen im persönli-

chen Nahbereich prägen diese Generation. Eine pragmatische Generation behauptet sich.« (Shell 2010, 15)

Dieser selbstbewusste Optimismus wird »allerdings von Skepsis gegenüber der gesellschaftlichen Entwicklung begleitet [...]. Dieser ›Riss‹ zwischen den großen Erwartungen für sich selbst und den ungünstigen für das Gemeinwesen ist inzwischen sogar noch größer geworden. Weiterhin wollen jedoch die Jugendlichen diese Spannung durch persönliche Leistung [...] und die Einbindung in ein Netzwerk von Vertrauten [...] auflösen oder wenigstens vermindern. Mit tatkräftigem Anpacken, wechselseitiger Unterstützung und einer pragmatisch-taktischen Flexibilität wollen sie die Dinge in den Griff bekommen. [...] [Es] ist praktische Kreativität gefragt, um mit den gesellschaftlichen Widersprüchen zurechtzukommen und für den eigenen Lebensweg eine tragbare und moralisch vertretbare Lösung zu finden.« (Shell 2010, 187)

Vor diesem Hintergrund erscheint der stilistische Rollback in die Fünfziger zugleich als *Suche nach einem eigenen tragfähigen Lebensentwurf*. Von bloßer Kopie oder Anpassung kann dabei keine Rede sein. Viel eher haben wir es hier mit einer Folie zu tun, an der man sich kreativ abarbeitet, um das Eigene zu finden. Denn ungebrochen ist die Retro-Selbstdarstellung ja auch nicht: Zum Anzug trägt man Chucks, zum Seitenscheitel ein Piercing, und nur weil man eine sentimentale Schwäche für Omas Sofas und Häkeldeckchen hat, heißt das noch lange nicht, dass man um zehn Uhr ins Bett geht oder nicht wüsste, woher man seinen Rausch bekommt. Über die Grenzen und Folgeprobleme eines allzu engen Moralkorsetts sind sich die Jugendlichen heute durchaus im Klaren. Und im Gegensatz zur Generation der Großeltern sind die Toleranzwerte gegenüber anderen Religionen, Kulturen, sexuellen Identitäten oder Geschlechterrollen nach wie vor hoch.

Natürlich gibt es auch innerhalb der »anständigen Generation« noch einmal Abstufungen und auch regelrechte jugendliche *Gegenkulturen*. Teile der HipHop-Kultur etwa mit ihrem demonstrativ zur Schau gestellten Faible für Gewalt und Sex, mit dem





sie die ›Anständigen‹ genüsslich verunsichert. In gewisser Weise gehört hierher auch die morbide Romantik der Gothics, Emos und all der anderen, die die Schönheit von dunklen Augenringen und schwarzen Fingernägeln wiederentdeckt haben. An ihnen zeigt sich, dass im Zeitalter der gläsernen Businesskathedralen, der Motivationsseminare und ewig glücklichen Menschen auf allen Kanälen die vielleicht letzte radikale Rebellion die Melancholie ist. Damit allein lässt sich aber noch kein Bild der heutigen Generation Jugendlicher zeichnen. Sie bestätigen in ihrem Anderssein eher die Regel.

Während die medialen Skandalbilder also den ganz großen Teil der Jugendlichen nicht treffen, sondern eher dem Bedürfnis der Medien nach schmissigen Schlagzeilen geschuldet sind, gibt es aber doch eine gravierende Schattenseite: Unsere Gesellschaft und mit ihr *die Jugend durchzieht eine tiefe Spaltung*. Der großen Masse der selbstbewussten und ›anständigen‹ Mehrheit steht die größer werdende Gruppe der ›Abgehängten‹ gegenüber. Sie sammeln sich an Hauptschulen und in bestimmten städtischen Quartieren und ländlichen Regionen, die den Anschluss an den wirtschaftlichen und kulturellen Mainstream verloren haben. Diese Jugendlichen der Unterschicht, die die Shell-Studie auf mindestens 10% beziffert, stellen sich in den empirischen Ergebnissen als das genaue negative Spiegelbild der eben skizzierten Mehrheit dar. Wo diese zu ca. 80% mit ihrem Leben zufrieden sind, sind es in der Unterschicht nur noch 40%. 65% Optimisten stehen dort bloß noch 33% gegenüber. Während die Mehrheit einen ausgewogenen Umgang mit den neuen Medien des Internets an den Tag legt, trifft man hier auf exzessiven, den bedrückenden Alltag verdrängenden Gebrauch von Computerspielen und ähnlichem. Die Reihe der Beispiele ließe sich fortsetzen.

Diese beiden Gruppen von Jugendlichen, die ›anständige Generation‹ und ihr Gegenbild, haben im Alltag praktisch nichts miteinander zu tun. Viel zu unterschiedlich sind die jeweiligen Lebenswelten, als dass man sich wirklich begegnen würde. Auf einer tieferen Ebene könnten die beiden Lebensstile aber doch enger mit einander verwoben sein, als

man auf den ersten Blick meint. Denn gerade das, was hier ›anständig‹ genannt wird, ist das, was die Jugendlichen der Unterschicht nicht reproduzieren können: Arbeiten können sie im Prinzip auch, aber die Softskills, der ›gute Geschmack‹, die Umgangsformen, die Kleidung, die Eloquenz, der ganze ›bürgerliche‹ Habitus ist ihnen durch ihre ganz andere Sozialisation versperrt. *So entpuppt sich mitunter die Attitüde des Anständigen auch als ein Mittel der gesellschaftlichen Abgrenzung*. Ein Zusammenhang, der sich gegenwärtig in Studien zum deutschen Bildungssystem wiederfindet.

Hier wird immer wieder betont, wie undurchlässig das deutsche Bildungswesen, gerade für Jugendliche aus den unteren Schichten der Gesellschaft, ist. Andersherum ist aber auch der Stil der Jugendlichen aus den unteren Schichten eine Art der Abgrenzung durch ›self-fulfilling-prophecy‹: Wenn man schon keine Chance hat, dann bestätigt man wenigstens das Bild von solchen, die so aussehen und da her kommen, und gewinnt dadurch immerhin einen Begriff seiner selbst – und sei es nur als Schrecken derer da oben... (Vgl. Braune-Krickau 2010a)

Dieses Bild der heutigen Generation wirft entscheidende *Fragen für die christliche Jugendarbeit* auf: Wie reagieren wir auf jenen Trend zur anständig-pragmatischen ›Bürgerlichkeit‹? Was hat das Evangelium einem solchen selbstbewusst-erfolgreichen Lebensentwurf überhaupt zu sagen? Gibt es da mehr als das allzu durchsichtige: »Im Moment fühlst Du Dich sicher, aber warte nur ab, bis etwas schief geht, dann brauchst auch Du Gott!«? Und wie reagieren wir auf die tiefe Spaltung dieser Generation? Muss christliche Jugendarbeit wieder diakonischer werden? Müssen wir neu lernen, Brücken zu bauen über den gesellschaftlichen Graben zwischen denen, die dazu gehören und denen, die scheinbar draußen sind? Und schließen sich diese beiden Fragestellungen nicht gegenseitig aus?

Bevor wir diesen Fragen nachgehen, zunächst ein Blick auf die empirischen Fakten, die die Shell-Studie auf ihren 410 Seiten gesammelt hat und die dieser zusammenfassenden Interpretation zu Grunde liegen.





II.

›Faktencheck‹ – die wichtigsten Ergebnisse der Studie im Überblick

Werte und Lebenseinstellungen

Wollte man die Werte und Lebenseinstellungen der heutigen Jugendlichen auf Begriff bringen, müsste man von *Ordnung und Bindung* reden.

Bereits in den achtziger Jahren ließ sich die wachsende Bedeutung enger und verlässlicher *Bindungen* erkennen. Dieser Trend setzte sich in den 90er und 2000er Jahren fort. Zugleich wurden jene Bindungen zunehmend ›konservativer‹ interpretiert und zwar in dem Sinne, dass ›Treue‹, ›Verlässlichkeit‹ und ›Aufrichtigkeit‹ zu deren wichtigsten Merkmalen avancierten. Mit diesem ›konservativ-bürgerlichen‹ Profil stieg die Bedeutung von nahen Bindungen auch 2010 noch einmal an, wenngleich auf einem ohnehin schon sehr hohen Niveau.

Mit 97% (2002: 95%) ist »gute Freunde haben« der wichtigste Wert für heutige Jugendliche. Davon geben sogar 94% (2002: 87%) an, dies sei ihnen »besonders wichtig«. Direkt danach folgt der Wert »einen Partner haben, dem man vertrauen kann«: wichtig finden das 95% (2002: 92%), davon sehr wichtig 90% (2002: 82%). Ein gutes Familienleben zu führen ist 92% (2002: 85%) wichtig, für 77% (2002: 67%) besonders wichtig. Als vierte Bindungsform neben Freundschaft, Partnerschaft und Familie ist eine hohe Kontaktdichte, d.h. möglichst viele Leute zu kennen, ebenfalls wichtig, fällt aber gegenüber den ersten drei Formen deutlich ab. 87% (2002: 84%) heben eine hohe Kontaktdichte als wichtig hervor. Besonders wichtig ist es aber »nur« noch 64% (2002: 61%). D.h. gerade auch in Zeiten von Online-»Freundeslisten« im drei- oder vierstelligen Bereich kann von einer Verflachung des Freundschaftsbegriffs nicht ohne weiteres die Rede sein!

Für das zweite Stichwort der *Ordnung* stehen Zahlen wie die folgenden: 81% geben an, es sei wichtig, dass Gesetz und Ordnung respektiert würden (2002: 81%), wovon 62% dies als besonders wichtig erachten (2002: 58%). Nach Sicherheit streben ist für 79% (2002: 79%) wichtig, besonders wichtig für 55% (2002: 53%). Fleißig und ehrgeizig zu sein ist für 83% der Jugendlichen wichtig (2002: 76%), besonders wichtig für 60% (2002: 52%).

Bei diesen Stichworten Ordnung und Bindung legt sich das Bild einer ›anständigen Generation‹ natürlich nahe. Dabei darf aber nicht übersehen werden, was in der zusammenfassenden Interpretation ebenfalls anlangt: Neben diesen Werten geben nach wie vor 78% der Jugendlichen (2002: 72%) an, es sei ihnen wichtig, das Leben in vollen Zügen zu genießen. Für 57% ist dies besonders wichtig (2002: 48%). Darin äußert sich einerseits der jugendtypische Versuch, *Leistung und Genuss* miteinander zu verbinden. Es ist aber in dieser Deutlichkeit zugleich das, was die Jugendlichen von der Generation ihrer Großeltern trennt und was das Label der »Spießler« nur sehr bedingt auf sie zutreffen lässt. *Leistungsbe-reitschaft und Spaß haben wollen sind für sie kein Widerspruch*.

Zum Anstieg v.a. der Ordnungswerte mag passen, dass die allgemeinen *Toleranzwerte* in der Jugend – wenn auch auf hohem Niveau – eher *abgenommen* haben. Während 2002 noch 65% angaben, Toleranz sei ihnen ein wichtiger Wert (21% teils-teils), sind dies 2010 nur noch 54% (24% teils-teils). Der Anteil derer, die Toleranz besonders wichtig finden, ist dabei noch weiter gefallen, von 40% auf 27%. Dieser Befund dürfte wohl mit der neuen politischen Konstellation seit dem 11. September 2001 zusammenhängen. Seitdem sind ideologische Kräfte auf der politischen Bühne erschienen, die jeden Gedanken vernünftiger Toleranz mit Füßen treten und dadurch möglicherweise eine härtere Linie, eine Art Abwehrhaltung im Westen provozieren. Offenbar sieht ein nicht geringer Teil auch der deutschen Jugendlichen ihren kulturellen Grundkonsens als tendenziell bedroht an und reagiert darauf mit einer ri-



gideren Linie. Es wird interessant sein, zu beobachten, wie sich dies weiter entwickelt.

Noch auf einen weiteren Punkt ist aufmerksam zu machen. Die hohe Lebenszufriedenheit der Jugendlichen korreliert statistisch mit ihrer Wertschätzung von Ordnung und Bindung. Daraus legt sich der in der zusammenfassenden Interpretation bereits angedeutete Schluss nahe, dass in einer Situation erhöhten gesellschaftlichen Drucks *Ordnungswerte und Bindungsorientierung* für die Jugendlichen von heute nicht einfacher Selbstzweck, sondern der ganz praktische *Garant ihrer Lebenszufriedenheit* sind. Jedoch darf eine Gesamtperspektive auch hier die Spaltung nicht aus dem Blick verlieren. Denn diese Dynamik wirkt auch in die entgegengesetzte Richtung: »Wer etwa über die Tugend der Leistung nicht so verfügt wie andere oder wer diese Tugend nicht einsetzen kann bzw. dessen geregelte Lebensordnung gestört ist (und das trifft auf arbeitslose und sozial prekär situierte Jugendliche bevorzugt zu), der ist nicht zufrieden.« (Shell 2010, 211)

Bei den Wertorientierungen der Jugendlichen wird in den Shell-Studien traditionell auch die *Religiosität* mit untersucht. Allerdings wird diese Rubrik offenbar immer mehr ausgedünnt, sodass die 2010 erhobenen Daten leider kaum mehr aussagekräftig sind. Dies liegt schon an der Anlage der Fragen, die deutlich zu undifferenziert sind. Die wohl einzig verwertbare Aussage des Religionsteils – die nun allerdings beileibe keine Neuigkeit mehr ist – lautet: »Besonders die grundlegende Unsicherheit in Religionsfragen nimmt zu [...]« (Shell 2010, 206) Jugendliche wissen heute immer weniger über Religion und halten sie darüber hinaus kaum für einen Gegenstand, über den man sinnvoll diskutieren könnte. Religion ist eine kaum artikulierbare und erst recht nicht argumentativ einholbare Angelegenheit des persönlichen Gefühls. An dieser Stelle würde man sich in Zukunft wieder ausführlichere Auskünfte wünschen.

Familie

Trotz (oder wegen?) des enormen Wandels, den die Institution Familie in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat – vom Einheitsmodell der bürgerlichen Kleinfamilie zum pluralen Mix verschiedenster Lebensformen – gilt heute umso mehr: »Für Jugendliche 2010 ist die *Familie so wichtig wie für keine Generation davor*.« (Shell 2010, 57)

Ein paar Zahlen: 76% der Jugendlichen (Frauen 81%, Männer 71%) sind der Meinung, dass es zum Glückhsein eine Familie braucht. Dies schließt sowohl die Herkunftsfamilie, als auch die zukünftige Gründung einer eigenen Familie mit ein. Im Einzelnen wird die Bedeutung von Kindern für das eigene Lebensglück jedoch sehr unterschiedlich wahrgenommen: Für 43% sind Kinder unerlässlicher Bestandteil eines gelingenden Lebens. 35% sind der Meinung, auch ohne Kinder genauso glücklich leben zu können. Nur 3% ziehen ein Leben ohne Kinder vor. 18% sind in dieser Frage noch unentschieden. Von daher ist zunächst die Beobachtung wichtig: *Familie ist nicht gleich Kinder*. (Zukünftige) Partnerschaften sind für das eigene Lebensglück von weitaus größerer Bedeutung. Entsprechend leben auch 39% der 12- bis 25-Jährigen derzeit in einer festen Partnerschaft, mit zunehmendem Alter wird dies selbstverständlicher (47% der 18- bis 21-Jährigen; 59% der 22- bis 25-Jährigen).

Doch auch wenn Kinder für eine Mehrheit von 57% kein unerlässlicher Glücksfaktor ist, so steigt doch der Kinderwunsch seit Jahren: *69% wünschen sich 2010 eigene Kinder* (2006: 62%) – 65% der Männer (2006: 56%) und 73% der Frauen (2006: 69%).

Allerdings ist hier eine deutliche Diskrepanz zwischen Wunsch und Realität zu beobachten. In ihr spiegeln sich die weiterhin großen Schwierigkeiten, Kinder mit beruflichen und privaten Interessen zu vereinbaren. Dies betrifft im Besonderen junge Frauen, deren Bildungserfolg weiter zunimmt. Sie bekommen im Schnitt immer später und weniger



Kinder, hochausgebildete Frauen bleiben überdurchschnittlich oft kinderlos.

Längere Schul- und Ausbildungsphasen und damit einhergehend die später eintretende ökonomische Unabhängigkeit tragen einerseits zur Bedeutung der (Herkunfts-)Familie bei – 77% der 18- bis 21-Jährigen und immerhin noch 38% der 22- bis 25-Jährigen wohnen noch bei ihren Eltern – andererseits verschiebt sich dadurch die Gründung einer eigenen Familie mit Kindern zusätzlich nach hinten.

Die wichtigsten Einflussfaktoren für den eigenen Kinderwunsch sind eine zuversichtliche Sicht auf die Zukunft und ein positives Verhältnis zu den eigenen Eltern. Dies dürfte zugleich der Grund sein, warum *in der Unterschicht der Kinderwunsch abnimmt* (2002 64%, 2010 58%): Nur 33% dieser Jugendlichen schauen optimistisch in ihre persönliche Zukunft, nur 14% kommen mit den eigenen Eltern bestens aus.

Die große Mehrheit der Jugendgeneration 2010 erfährt das *Verhältnis zu ihren Eltern als entspannt und positiv*. 35% kommen bestens mit ihren Eltern klar, 56% sprechen von gelegentlichen Meinungsverschiedenheiten, kommen insgesamt aber gut mit ihnen aus, 7% geben aufgrund häufiger Meinungsverschiedenheiten ein schlechtes, 1% ein sehr schlechtes Verhältnis zu den Eltern an. Mit zunehmendem Alter steigt der Anteil derjenigen, die von einem sehr positiven Verhältnis sprechen: 12-14 J.: 30%; 15-17 J.: 29%; 18-21 J.: 35%; 22-25 J.: 42%.

Angesichts der Herausforderungen in der Arbeitswelt erweist sich die Ablösung vom Elternhaus heute mehr und mehr als gemeinsam geplanter, einvernehmlicher Prozess, denn als konfliktbelasteter Lebensabschnitt. Die Eltern bleiben für die Jugendlichen wichtige Lebenspartner, vor allem im zunehmenden Alter und bei der Bewältigung von Problemen.

Auch hier darf jedoch der grundsätzlich positive Befund nicht über die Spaltung in der jungen Generation hinwegtäuschen. Während die große Mehrheit Familie als unterstützende »Homebase« empfindet, bündeln sich in vielen Familien der Unterschicht die

sozialen Problemlagen und übertragen sich ungewollt auf die eigenen Kinder.

Freizeitgestaltung – Medien

Wie gestalten Jugendliche im Jahr 2010 ihre Freizeit? Die Shell Jugendstudie gruppiert die Jugendlichen in vier fast gleich große Gruppen, und zwar anhand ihrer besonderen Vorlieben, ihren »Likes« und »Dislikes«.¹ Folgendes Bild ergibt sich:

Kreative Freizeitelite (23%):

Likes: Bücher (65%), Freizeitsport (47%), Unternehmungen mit der Familie (38%), Kreatives/Künstlerisches (30%), Zeitschriften lesen (17%).
Dislikes: In die Kneipe gehen (1%), Discos (4%), Rumhängen (5%), Shoppen (7%).

Engagierte Jugendliche (23%):

Likes: Vereinssport (74%), Freizeitsport (42%), in Projekten engagieren (19%), Computerspiele (36%).
Dislikes: Musik hören (21%), Leute treffen (43%), in die Kneipe gehen (3%), Rumhängen (6%).

Gesellige Jugendliche (28%):

Likes: Treffen von Leuten (87%), Discobesuche (57%), Shoppen (34%) und Kneipenbesuche (14%).
Insbesondere elektronische Medien wie Fernsehen (40%), Computerspiele (3%) und Videos (7%) zählen hier im Vergleich eher zu den Dislikes.

Medienfixierte (26%):

Likes: Fernsehen (84%), Internet (77%), Musik hören (79%), DVD (46%), Rumhängen (33%).
Dislikes: Vereins- und Freizeitsport (9%), Bücher (7%), Unternehmungen mit der Familie (3%), Kreatives (1%).

¹ Unter „Likes“ werden die Freizeitaktivitäten aufgelistet, die für die jeweilige Gruppierung besonders häufig genannt werden (speziell im Vergleich zu den anderen Freizeittypen). Die „Dislikes“ bezeichnet jene Aktivitäten, die eher selten aufgeführt werden.



Betrachtet man die relevanten sozialen Merkmale der unterschiedlichen Freizeittypen, sticht insbesondere die soziale Schichtzugehörigkeit heraus: 47% der Unterschicht und 31% der unteren Mittelschicht gestalten ihre Freizeit als Medienfreaks, während ab der Mittelschicht und insbesondere in der Oberschicht die kreative Freizeitelite und die engagierten Jugendlichen stärker vertreten sind.

Mit 59% zählt »im Internet surfen« für alle Jugendlichen, gleichauf mit »sich mit Leuten treffen« (59%), zur Freizeitbeschäftigung Nummer 1. Unterschiedlich ist jedoch die konkrete Nutzung des Internets. Auch hier lassen sich wieder vier Typen einteilen:

—
Die Gamer (25%): Das Internet wird am häufigsten für Online-Computerspiele und kaum für digitale Netzwerke (Lokalisten, Facebook, Schüler- oder Studi-VZ etc.), E-Mails oder zur Informationssuche genutzt.

—
Die Digitalen Netzwerker (24%): Mit durchschnittlich 14,6h pro Woche nutzen sie das Internet am meisten, dabei dient es ihnen vor allem als Medium, um vielfältige soziale Kontakte zu pflegen (82% sind mehrmals am Tag in digitalen Netzwerken unterwegs). Sie surfen gerne einfach mal drauflos. Computerspiele sind hier deutlich weniger beliebt, 53 % von ihnen nutzen sie sogar praktisch gar nicht.

—
Die Funktions-User (17%): Für sie ist das Internet ein reines Funktionsmedium. Die Funktions-User tun im Internet praktisch nur, was sich auch nur dort tun lässt. E-Mails, Shoppen von zu Hause aus und die gezielte Suche nach Informationen sind die Hauptmerkmale ihrer Internetnutzung.

—
Die Multi-User (34%): Sie sind der Gegenpart zu den Gamern und den Funktionsusern. Sie nutzen das Internet gezielt als Informationsquelle, aber auch von anderen Funktionalitäten oder auch Möglichkeiten der Vernetzung wird breiter Gebrauch gemacht.

Vor allem die *digitalen Netzwerke* üben eine große Anziehungskraft auf die Jugendlichen (insbesondere auf die 15- bis 17-Jährigen) aus. Mit dieser neuen Form der Kommunikation geht eine große Offenheit im Umgang mit persönlichen Daten einher. Die große Mehrzahl der Jugendlichen stellt bereitwillig private Informationen ins Netz. Nur 46% nutzen dabei die Privacy-Optionen, um eigene Daten nur eingeschränkt zugänglich zu machen, obwohl beispielsweise bereits knapp ein Viertel der Jugendlichen berichtet, jemanden zu kennen, der im Internet schon einmal fertiggemacht wurde.

Alters- und geschlechtsspezifisch ist folgendes zu beobachten: Mit zunehmendem Alter verlagert sich der Schwerpunkt von den Gamern (45% der 12-14 J.) und Digitalen Netzwerkern (29% der 15-17 J.) auf die Multi- (38% der 18-21 J., 44% der 22-25 J.) und Funktions-User (21% der 22-25 J.). Der exzessive Gebrauch von Online-Spielen und digitalen Netzwerken ist also größtenteils als alterstypisches Phänomen einzuordnen. Geschlechtstypisch lassen sich die männlichen Jugendlichen häufiger den Gamern und Multi-Usern zuordnen, während die weiblichen Nutzer eher als digitale Netzwerker und Funktions-User unterwegs sind.

In den Studien von 2002 und 2006 nahm man noch das soziologische Stichwort von der »*digitalen Spaltung*« auf. Gemeint war damit, dass sich die ohnehin bestehende soziale Ungleichheit in der Gesellschaft sich auch auf die Zugangsmöglichkeiten zu den neuen Medien auswirkt, sodass sich die Besserstellung der oberen Schichten zementiert. Bei einer Reichweite von 96% (2002 66%, 2006 82%) bzw. 91% bei Jugendlichen aus der Unterschicht kann jedoch von einer Spaltung in diesem Sinne nicht mehr gesprochen werden. Die digitale Spaltung vollzieht sie sich heute viel eher an der jeweiligen Nutzungsweise: 36% der Jugendlichen der Unterschicht lassen sich als Gamer beschreiben, nur 15% sind Funktions- und nur 25% Multi-User. Im Gegensatz dazu zählen 43% der Oberschicht zu den Multi-Usern und nur 18% zu den Gamern.



Politik und Gesellschaft

Das Verhältnis der Jugendlichen zu Politik und Gesellschaft ist durchaus ambivalent. Auf der einen Seite legen sie eine große *Skepsis gegenüber der etablierten Politik* mit ihren Parteien und Verfahren an den Tag, auf der anderen Seite gibt es ein durchaus wachsendes Interesse an gesellschaftlichen Belangen und eine hohe Bereitschaft für ehrenamtliches und bürgerschaftliches Engagement. Dies scheint sich aber hauptsächlich neben den etablierten Formen zu entwickeln.

2010 bezeichnen sich entsprechend nur 40% der Jugendlichen als »politisch interessiert«, was zwar gegenüber den 34% von 2002 etwas mehr, aber gegenüber den beispielsweise 55 und mehr Prozent der späten achtziger Jahre immer noch wenig ist. Bei den Jugendlichen aus der Unterschicht sinkt dieser Wert sogar noch weiter ab auf 16%. Weiterhin ist dabei die politische Positionierung der Jugend – inzwischen beinahe traditionell – *etwas links von der Mitte*.

Eher zufrieden mit dem Zustand der Bundesrepublik zeigen sich 67% im Westen und 45% im Osten. Am größten ist die Zufriedenheit bei Studenten (71%) und am niedrigsten bei arbeitslosen Jugendlichen (44%). Die Demokratie als Staatsform findet dagegen nach wie vor große Zustimmung: 86% im Westen (6% k.A.), 70% im Osten (14% k.A.) halten sie für eine gute Staatsform (gesamt: 83%; 9%: nicht so gute Staatsform; 8%: k.A.). Von denen, die nicht wirklich zufrieden sind, also keine Angabe machten oder unzufrieden sind, haben 48% im Westen bzw. 38% im Osten geantwortet, dass es keine bessere Alternative gebe. Für einen starken Mann sprachen sich 19% im Westen, 9% im Osten aus. Ein sozialistisches System wünschen sich im Westen 6%, im Osten 21%.

Insgesamt zeigt sich, dass neben dem Vertrauensverlust in die politischen Institutionen inzwischen auch der *Vertrauensverlust in die Unternehmen und die Wirtschaft* getreten ist. Auf einer Skala von 1-5 gingen die Werte von 2,9 (was ein recht ho-

her Wert ist!) 2002 auf 2,6 zurück. Aktien waren 2002 noch bei 39% »in«, 2010 nur noch bei 12%.

So trifft eine insgesamt recht hohe Akzeptanz der BRD und der Staatsform Demokratie auf eine große Skepsis gegenüber Parteien und Politikern, aber auch gegenüber den Entscheidungsträgern in der Wirtschaft. Vielleicht sind die öffentlichen Reaktionen auf Personen wie Obama, Gauck oder zu Guttenberg, gerade auch bei jungen Leuten, vor dem Hintergrund dieser Diskrepanz erklärlich.

Die *Wahlbeteiligung* ist weiterhin eher rückläufig, wenn auch im internationalen Vergleich relativ hoch: Während die Wahlbeteiligung 2009 bei insgesamt 71,4% lag (1990: 91%!), lag sie bei den zwischen 18 und 21-Jährigen bei 63%, zwischen 21 und 25 J. bei 59,1% und zwischen 25 und 30 J. bei 61,2%. Jugendliche beteiligen sich also zu etwa 10% weniger an Wahlen als Erwachsene.

Die Teilnahmebereitschaft an *politischen Aktionen*, wie etwa Unterschriftenlisten, Internetaktionen oder konkreten Projekten ist dagegen – und hier zeigt sich besonders die Ambivalenz – trotz Politikverdrossenheit recht hoch: 77% bekunden hierzu ihre Bereitschaft. Zugleich ist aber selbst für diejenige Gruppe der Jugendlichen mit dem höchsten politischen Engagement (18% der Jugendlichen) die Mitgliedschaft in einer Partei eher keine Option. Nur 41% von diesen Hochengagierten halten sie überhaupt für denkbar.

80% der Jugendlichen geben an, öfter *aktiv für andere* zu sein (39% oft; 41% gelegentlich). Davon sind 47% in Vereinen aktiv, die damit nach wie vor das stärkste Feld des ehrenamtlichen Engagements bilden. 37% engagieren sich selbstständig ohne irgendwelche institutionelle Anbindung, v.a. auch für ältere Familienmitglieder. Immerhin 16% der Jugendlichen sind in Kirchengemeinden aktiv.

Es wird interessant sein, in Zukunft zu beobachten, wie sich das durchaus vorhandene *politische Potential* der jungen Generation (Bereitschaft zu politischen Aktionen, Ehrenamt, Begeisterung für authentische Politiker oder Gestalten des öffentlichen Lebens etc.), das momentan eher neben der etablierten Politik verläuft (siehe auch die aktuellen



Protestwellen), weiter entwickelt. In jedem Fall fügt es sich gut in das Bild der selbstbewussten Bürgerlichkeit der »anständigen Generation«.

Nicht zu unterschätzen sind dabei allerdings auch die Vorbehalte gegenüber bestimmten Bevölkerungsgruppen, besonders Migranten (gemessen hier noch vor der Sarrazin-Debatte). Auf die Frage: »Ich fände es nicht so gut, wenn in die Wohnung neben mir ... einziehen würde« kreuzten 27% »eine türkische Familie«, 26% »eine Aussiedlerfamilie aus Russland«, 15% »deutsche Familie mit Sozialhilfe«, 15% »homosexuelles Paar« und 10% »Familie aus Afrika« an (vgl. auch Heitmeyer 2010).

Zukunft – Optimisten unter Druck

Die Jugendgeneration 2010 blickt *mehrheitlich optimistisch* in die Zukunft. Dieser Optimismus ist allerdings den Ängsten und Sorgen vor der schwierigen Situation am Arbeitsmarkt abgetrotzt: 70% bekümmert die allgemeine schlechte Wirtschaftslage, 62% haben Angst vor Arbeitslosigkeit bzw. davor, keine Arbeits- oder Ausbildungsstelle zu finden.

Ein Blick auf den heutigen *Arbeitsmarkt* führt die Herausforderungen plastisch vor Augen, denen die sich Jugendgeneration 2010 gegenüber sieht:

1. Das *Arbeitslosigkeitsrisiko* steigt mit sinkendem Abschluss, höhere und gute Schulabschlüsse sind gefragt.

64% der Jugendlichen ohne Abschluss und 27% der Hauptschulabgänger sind derzeit ohne Arbeit, doch auch mit einem Realschulabschluss (14%) oder der Fachhochschulreife (15%) ist eine Arbeitsstelle keineswegs sicher.

55% der Jugendlichen streben das Abitur an; fast die Hälfte der Hauptschüler geben sich mit ihrem Abschluss nicht zufrieden; mehr als ein Drittel der Realschüler haben einen höheren Abschluss als die mittlere Reife im Blick.

25% der Jugendlichen erreichen ihren Wunschberuf aufgrund ausreichender Schulnoten nicht: Diese Realität trifft 43% der Hauptschüler, 23% der Re-

al-, 20% der Fachhochschulschüler und 14% der Abiturienten.

2. Die Bereitschaft zum *»lebenslangen Lernen«* wird mehr und mehr gefordert: Aufbaustudiengänge, Weiterbildungen etc. verlängern die ohnehin schon lange schulische Ausbildungsphase.

Einsatz äußert sich vor allem auch in Kompromiss- und Anpassungsbereitschaft. 22% der Jugendlichen fehlt der nötige Schulabschluss für den Wunschberuf: Darunter fallen 46% der Hauptschüler und 72% der Jugendlichen ohne Abschluss. Aber auch Schüler mit besseren Bildungsabschlüssen müssen Kompromisse eingehen, um ihre beruflichen Ziele zu erreichen.

Jeder sechste Jugendliche (42% der Studenten und 33% der Abiturienten) muss bereit sein, für die Ausbildung bzw. das Studium den Wohnort zu wechseln.

Angesichts dessen ist es nicht verwunderlich, dass ein wesentlicher Teil der Jugendlichen (21%) den *Alltag in der schulischen und beruflichen Ausbildung als stressig und belastend* empfindet. 55% empfinden ihn als etwas belastend, 24% als eher locker. Studenten (26%) und Gymnasiasten (24%) berichten häufiger als andere von einem sehr stressigen und belastenden Alltag.

Die überwiegende Mehrheit tritt diesen Herausforderungen jedoch mit viel Optimismus entgegen: Die Zuversicht, nach der Ausbildung übernommen zu werden, stieg von 62% (2006) auf 76%. Insgesamt sind 71% zuversichtlich, dass sie ihre beruflichen Vorstellungen realisieren können. Hier besteht eine gewisse Diskrepanz sowohl zu der eben erwähnten Angst vor Armut und Arbeitslosigkeit als auch zu der eher *pessimistischen Einschätzung der gesamtgesellschaftlichen Zukunft*: 53% im Westen, 57% im Osten schätzen die Aussichten als »düster« ein.

Zwei Gruppen machen in diesem Zusammenhang auf sich aufmerksam: Mit 75% sind die Studierenden zwar noch immer die zuversichtlichste Gruppe, doch nimmt dies seit 2002 kontinuierlich ab (2002: 81%, 2006: 78%). Es stellt sich die Frage, inwieweit diese Entwicklung auch mit der Ablösung der klas-



sischen Diplom- und Masterstudiengänge durch das B.A.- und M.A.-System einhergeht, zumal sich mit den meisten der neuen Bachelorabschlüsse keine hinreichenden Berufsperspektiven verbinden lassen.

Die zweite Gruppe, die sich durch deutlich rückläufigen (wenn nicht sogar fehlenden!) Optimismus bemerkbar macht, sind die Jugendlichen der Unterschicht: Nur 41% schauen 2010 noch optimistisch in ihre berufliche Zukunft (2002: 56%, 2006: 49%). Fast jeder Dritte (30%) hält es für sinnlos, sich Ziele für sein Leben zu setzen. Dem selbstbewussten und tatkräftigen Mainstream können diese Jugendlichen nur schwer folgen.

Die Spaltung der Jugend

Diese Spaltung der Jugend in einen modernen, ›anständig-bürgerlichen‹ Mainstream und eine Unterschicht, die droht, den Anschluss zu verlieren, beobachtet die Shell-Studie 2010 in dieser Dramatik zum ersten Mal. Zur sozialen Unterschicht zählen die Autoren in Deutschland ca. 10% der Jugendlichen zwischen 12 und 25 Jahren.

In fast allen relevanten Hinsichten fallen sie aus dem Rahmen dessen, was sonst von der aktuellen Jugendgeneration zu berichten ist. Der Druck durch steigende Bildungsanforderungen kann von diesen Jugendlichen größtenteils nicht kompensiert und als ›Motivationskatalysator‹ genutzt werden. Er ist im Gegenteil so groß, dass sich vielfach *Resignation* breit macht. Zuversicht und Lebenszufriedenheit nehmen in dieser sozialen Schicht signifikant ab.

Zwar herrscht im Bereich der Bildung formal Chancengleichheit, doch die Realität zeigt, *dass Bildung weiterhin sozial vererbt wird*: So erreichen z.B. nur 26% der Jugendlichen, deren Vater keinen oder nur einen einfachen Bildungsabschluss vorweisen kann, das Abitur oder die Fachhochschulreife. Ein Drittel geht stattdessen mit einem Hauptschulabschluss von der Schule. Das wiederum ist bei Jugendlichen, deren Vater einen höheren Bildungsabschluss erreicht hat, nur zu 4% der Fall – 77% erreichen das Abitur. Eine Verbesserung dieser Situation

ist in den letzten Jahren nicht zu verzeichnen. Im Gegenteil zeigen Analysen, »dass die Schichtzugehörigkeit einen stärkeren Einfluss auf die besuchte weiterführende Schulform hat, als die tatsächliche Leistungsfähigkeit der Jugendlichen.« (Shell 2010, 72) Die sozialen Unterschiede werden durch das Schulsystem derzeit nicht ausgeglichen, sondern zementiert, nicht zuletzt da die Schüler schon früh in homogene Gruppen von Leistungsschwachen und -starken eingeteilt werden.

Soziale Risikoerfahrungen – fehlender Schulabschluss, unsichere Zukunftsaussichten nach der Ausbildung, Arbeitslosigkeit – gehören heute wie selbstverständlich zur Lebenswelt dieser Jugendlichen (27% in 2002, 32% in 2010). Dass hier die Angst vor Arbeitslosigkeit besonders hoch (75%), der Optimismus besonders niedrig (33%), die allgemeine Lebenszufriedenheit keine Mehrheitserfahrung (40%) und das Ohnmachtsgefühl gegenüber den Mächtigen in Arbeitswelt und Gesellschaft am stärksten ausgeprägt ist (47%, 30% ausdrücklich), ist nicht verwunderlich.

Die Shell-Studie 2010 untersuchte darüber hinaus, wie Jugendliche heute mit Herausforderungen und schwierigen Situationen in ihrem Leben umgehen. Der Großteil von ihnen legt dabei einen offensiven und selbstbewussten Umgang an den Tag. *Problematische Lösungsstrategien* gibt es daneben natürlich in allen Gesellschaftsschichten, sie häufen sich aber ebenfalls signifikant in der Unterschicht: Überdurchschnittlich häufig reagiert man hier nach Selbstauskunft mit Aggression oder sucht ›Zuflucht‹ bei Drogen. Während 79% der oberen Schichten dies als Lösungsstrategie ausschließen, sind es nur 56% in der Unterschicht (Hauptschüler mit 52% am seltensten). 14% geben sogar an, diesen Umgang mit Problemen öfter zu wählen. 50% lenken sich bei Problemen immer, 31% manchmal durch Fernsehen und Computer ab. Viel eher als Jugendliche anderer sozialer Schichten sehen sie keine andere Möglichkeit, als sich der Realität zu fügen und eigene Wünsche einzustecken (nur 42% lehnen dies ab). Sie fallen häufiger in eine apathische und resignative Hal-





tung (nur 35% schließen diese Umgangsform mit Problemen aus, in der Oberschicht sind es 60%).

Hier zeigt sich deutlich, was auch schon Thema des Newsletters Nr. 10 über ›Diakonische Jugendarbeit‹ war (Braune-Krickau 2010b): Armut in Deutschland ist weit mehr als nur eine Zahl auf dem Konto. Sie umfasst ein ganzes Set von viel ›weicheren‹, aber auch schwerer zu behebenden Faktoren wie Lebensstil, grundlegende Einstellungen, Bildung, Problemlöseverhalten usw. Sie verfestigen sich im Leben dieser Jugendlichen zu einer dauerhaften Erfahrung von Ausgrenzung und Missachtung.

III.

Konsequenzen für die christliche Jugendarbeit

Wie alle umfassenderen Jugendstudien so besteht auch bei der Shell-Studie 2010 sicherlich der größte Wert bereits darin, dass sie den Blick schärft für das Profil der heutigen Generation von Jugendlichen, weniger in ganz konkreten Handlungsvorschlägen. Drei praktische Gedankenanstöße für die christliche Jugendarbeit lassen sich u.E. aber doch ableiten:

1. Wenn die These von der ›anständigen Generation‹ stimmt, dann stellt sich die Frage, wie die christliche Jugendarbeit auf diese Generationengestalt reagieren kann. Einerseits dürfte es kulturell durchaus einige Überschneidungspunkte geben, die schon traditionell zwischen ›Bürgerlichkeit‹ und ›Kirchlichkeit‹ bestehen. So gesehen ist es vielleicht kein Zufall, dass in einem Bezirk wie Berlin Prenzlauer Berg wieder vermehrt Menschen in die Kirche eintreten. Andererseits begegnet hier aber auch ein Problem, auf das auch schon die Sinus-Studie hingewiesen hatte (vgl. Braune-Krickau 2008b): Christliche Jugendarbeit wird im allgemeinen als etwas angesehen, das für Leute gut ist, die ›sowas eben

nötig haben‹. Hier verbringt man seine Freizeit nicht unbedingt dann, wenn man erfolgreich ist, beliebt und immer auf dem neusten Stand der Jugendkultur. *Wer mitten im Leben steht, empfindet christliche Jugendarbeit häufig als altbacken und ›uncool‹.*

In gewisser Weise kann man hier ein Problem beobachten, das D. Bonhoeffer in seinen so genannten ›Gefängnisbriefen‹ auf wesentlich grundlegendere Art schon einmal thematisiert hatte (Bonhoeffer 1997, 177-179.181f.183-186.190-194). Er beschrieb die Entwicklung der Neuzeit mit dem Aufkommen der bürgerlichen Gesellschaft, der (Natur-) Wissenschaft und Technik als das »Mündigwerden der Welt«. Im Zuge dessen sei Gott immer mehr zum Lückenbüßer geworden. Die wesentlichen Aspekte unseres alltäglichen Lebens bekommen wir eben auch ohne ihn geregelt und entsprechend spielt er in der Mitte des Lebens kaum eine Rolle. Einzig an den Grenzen des Lebens kommt die Frage nach Gott noch einmal auf, etwa im Angesicht von Versagen, Krankheit oder Tod.

Bonhoeffer zieht daraus nun aber nicht den häufigen begehrenden Kurzschluss, dass sich darum die Menschen einfach *permanent* dieser Grenzsituation, des seidenen Fadens, an dem das eigene Leben hängt, bewusst sein müssen, damit Gott entsprechend auf diese Weise im Alltag wieder bedeutungsvoller wird. Er stellte vielmehr die offene Frage: Wie können wir mit Gott leben mitten im erfolgreichen, gelingenden, selbstbewussten Leben? Was hat das Christentum, was hat die christliche Jugendarbeit einem solchen gelingenden, zufriedenen, ›anständigen‹ Lebensentwurf zu sagen? Gibt es mehr als das schale: ›Warte nur ab, bis deine Glückssträhne eines Tages reißt!‹ Oder: ›Wenn Du ehrlich hinguckst, siehst Du, was für ein schlechter Mensch Du eigentlich bist!‹? *»Nicht erst an den Grenzen unserer Möglichkeiten, sondern mitten im Leben muss Gott erkannt werden«,* so Bonhoeffer.

Eine glaubwürdige und lebbare Antwort auf diese Problemstellung zu finden, dürfte auch 65 Jahre nach der Niederschrift dieser Zeilen noch zu den dringendsten Aufgaben gehören. Nicht zuletzt für



eine christliche Jugendarbeit im Dialog mit den gegenwärtigen Jugendlichen.

—

2. Die ›anständige Generation‹ ist die eine Seite. Die andere ist ihr Gegenstück, die Jugendlichen der Unterschicht. Die Shell-Studie hat noch einmal eindrücklich gezeigt, dass eine tiefe Spaltung durch die Jugendgeneration von heute geht. Dabei werden die Jugendlichen aus den unteren Schichten der Gesellschaft von der Politik weitestgehend allein gelassen. In gewissen Stadtteilen und ländlichen Gebieten schaukelt sich die Negativspirale aus Ausgrenzung und Missachtung immer weiter auf und verfestigt sich zu regelrechten Gegenwelten, verglichen mit dem Mainstream unserer Gesellschaft. Angesichts dessen stellt sich mit gleichem Recht, wie eben gefragt wurde, wie auf die ›anständige Generation‹ zu reagieren sei, die Frage: *Muss christliche Jugendarbeit wieder diakonischer werden?*

Schon im letzten Newsletter (Braune-Krickau 2010b) haben wir darauf hingewiesen, dass dies sicher nicht für jeden in Frage kommt. Aufs Ganze gesehen wäre ein stärkeres Engagement in diesem Bereich aber durchaus wünschenswert.

Zugleich stellt sich die Frage, wie beide Tendenzen – Gott sowohl im Leben der ›Erfolgreichen‹, der selbstbewussten Mehrheit als auch im Leben der vielfach resignierten Unterschicht zu suchen – sich nicht gegenseitig ausschließen. Denn die gesellschaftlichen Abgrenzungsmechanismen zwischen diesen beiden Gruppen sind erheblich. Christliche Jugendarbeit kann hier eine Art Brückenfunktion übernehmen, wenn sie es schafft, diese beiden normalerweise voneinander abgeschotteten Welten zusammenzubringen.

—

3. Jugendliche sehen sich heute einer Situation gegenüber, in der sie nicht nur ungleich mehr Entscheidungen treffen müssen als Generationen vor ihnen, sondern in der sie dies auch unter erhöhtem gesellschaftlichem Druck tun müssen (Stichwort: Arbeitsmarkt, Leistungsdruck etc.).

Angesichts dessen könnte es sich lohnen, sich in der Jugendarbeit noch einmal *über die eigenen pädagogischen Grundlagen klar zu werden*:

Pädagogik zielt ja traditionell auf die Mündigkeit des Menschen, d.h. auf die Fähigkeit, *selbstständig* und *eigenverantwortlich* Probleme lösen und Entscheidungen treffen zu können. Insofern ist Pädagogik mehr als nur das Vermitteln von Handlungsanweisungen oder Wissen, mehr als nur ein guter Rat, sondern zielt – zumindest prinzipiell – auf die Fähigkeit, eben dies alles irgendwann nicht mehr nötig zu haben, weil man es selbst kann. Es geht um Bildung, was immer mehr ist als nur Ausbildung (Bieri 2010).

In diesem Sinne hängen Pädagogik und Persönlichkeitsbildung aufs Engste mit einander zusammen. Und wenn die christliche Jugendarbeit darauf zielt, die Jugendlichen stark zu machen für das Leben in der heutigen Zeit, dann kommt es entscheidend darauf an, nicht nur Handlungsanweisungen zu geben und Wissen zu vermitteln, sondern zugleich immer auch auf die *Mündigkeit, Eigenverantwortlichkeit und Persönlichkeitsentwicklung der jungen Menschen* zielen.

Persönlichkeitsbildung ist dabei natürlich mehr als ›nur‹ Mündigkeit im Sinne der Fähigkeit, eigene Entscheidungen treffen zu können. Hierher gehören dann auch genuin christliche Tugenden wie Vergebung, Geduld, Liebe, Hoffnung etc. Aber ohne den pädagogischen Impuls, die Mündigkeit der Jugendlichen zu stärken, wird keine Persönlichkeitsbildung gelingen. Und ohne eine solche entwickelte Persönlichkeit wird das Aufwachsen unter den gegenwärtigen Bedingungen nur umso schwerer.

Und vielleicht könnten ja auch anhand dieser Aufgabe der Persönlichkeitsbildung doch die beiden gegensätzlichen Gruppen von Jugendlichen, von denen eben die Rede war, gemeinsam angesprochen werden. Schließlich ist die Fähigkeit zum eigenverantwortlichen Lebensentwurf ist auf beiden Seiten gefragt. Und zugleich könnte es auch – quasi als unbeabsichtigter Nebeneffekt – einen Beitrag zur Lösung des Popularitätsproblems leisten: Denn nur echte und glaubwürdige Persönlichkeiten können auch glaubwürdig zum Glauben einladen.





Literatur

- Bieri, P. (2010), »Wie wäre es, gebildet zu sein?«, in: »Was den Menschen eigentlich zum Menschen macht...« *Klassische Texte einer Philosophie der Bildung*, hg. von H.U. Lessing & V. Steenblock, Freiburg i.Brs.: Alber, 203-217.
- Bonhoeffer, D. (1997), *Widerstand und Ergebung*, hg. E. Bethge, 16. Aufl., Gütersloh: Chr. Kaiser.
- Braune-Krickau, T. (2008a), »Leben in unsicheren Zeiten. Teil 1: Von unsichtbaren Risiken, dem Fluch der Flexibilität und der Angst vor Ausgrenzung – die junge Generation unter Druck!?,« *Newsletter der Initiative für wertorientierte Jugendforschung*, Nr. 4, 1-22.
- Braune-Krickau, T. (2008b), »Wie ticken Jugendliche?«, *Newsletter der Initiative für wertorientierte Jugendforschung*, Nr. 2, 1-15.
- Braune-Krickau, T. (2009), »Leben in unsicheren Zeiten. Teil 2: Das erschöpfte Selbst und die Wiederentdeckung der Hoffnung«, *Newsletter der Initiative für wertorientierte Jugendforschung*, Nr. 5, 1-17.
- Braune-Krickau, T. (2010a), »Ausgrenzung und Missachtung: Jugendliche im Spiegel soziologischer Theorien sozialer Ungleichheit«, in: Braune-Krickau, T. & Ellinger, S. (Hg.), *Handbuch Diakonische Jugendarbeit*, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener, 139-168.
- Braune-Krickau, T. (2010b), »Gott am Rande der Gesellschaft: Chancen Diakonischer Jugendarbeit in der gegenwärtigen Krise des Sozialen«, *Newsletter der Initiative für wertorientierte Jugendforschung*, Nr. 10, 1-12.
- Heitmeyer, W. (2010), *Deutsche Zustände: Folge 8*, Berlin: Suhrkamp.
- Piegsa, O. (2010), »1000 Robota: Das Lied vom feinen Menschen«, in: *Spex: Magazin für Popkultur*, Nr. 328 (September/Oktober), 14-18.
- Ruhloff, J. (2010), »Die Tradition humanistischer Bildung seit der Renaissance und die gegenwärtige Neudefinition von »Bildung«, in: »Was den Menschen eigentlich zum Menschen macht...« *Klassische Texte einer Philosophie der Bildung*, hg. von H.U. Lessing & V. Steenblock, Freiburg i.Brs.: Alber, 183-202.
- Shell Deutschland Holding (Hg.) (2010), *Jugend 2010: Eine pragmatische Generation behauptet sich*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Zinnecker, J. et al. (2002), *null zoff und voll busy: Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts*, Opladen: Leske und Budrich.

**Dieser Newsletter wird herausgegeben von der
Initiative für wertorientierte Jugendforschung
am Institut für Ethik & Werte.**

Spenden erbeten an:

FTA e.V., Kto. Nr. 511 02 002, Volksbank Mittelhessen (BLZ 513 900 00),

Verwendungszweck: Ethikinstitut

(Spender erhalten automatisch eine Zuwendungsbestätigung)

www.ethikinstitut.de

www.wert-voll.de